Reihe
Germanistische
Linguistik 243

Herausgegeben von Armin Burkhardt, Angelika Linke
und Sigurd Wichter

Anja Lobenstein-Reichmann /
Oskar Reichmann (Hgg.)

Neue historische Grammatiken

Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2003

Reihe Germanistische Linguistik
Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

Vladimir M. Pavlov zugeeignet

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über *http://dnb.ddb.de* abrufbar.

ISBN 3-484-31243-2 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2003
http://www.niemeyer.de
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.
Druck: Hanf Buch- und Mediendruck GmbH, Darmstadt
Buchbinder: Nädele Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

Inhalt

Oskar Reichmann
Zur Schreibung historischer Grammatiken:
einführende Bemerkungen VII

Vilmos Ágel
Prinzipien der Grammatik 1

Thorsten Roelcke
Anforderungen des Typologen an Sprachstufengrammatiken des
Deutschen 47

Gisela Zifonun
Sprachtypologische Fragestellungen in der gegenwartsbezogenen und
der historischen Grammatik des Deutschen, am Beispiel des
Relativsatzes 59

Vladimir M. Pavlov
Zur Entwicklung der Substantivdeklination im Deutschen 87

Frank Heidermanns
Zur Neukonzeption der Gotischen Grammatik 111

Hans Fix
Eine neue altisländische Grammatik auf Handschriftengrundlagen 123

Ingo Reiffenstein
Zur Neubearbeitung der Althochdeutschen Grammatik von Wilhelm
Braune 147

Richard Schrodt
Die Aporie der Deskription: Synchronie und Diachronie in der
althochdeutschen Syntax 167

Heinrich Tiefenbach
Gedanken zur Bearbeitung einer Grammatik des Altsächsischen 193

Fritz Peter Knapp
Anforderungen eines Philologen an die neue Mittelhochdeutsche Grammatik 217

Klaus-Peter Wegera
Grammatiken zu Sprachabschnitten. Zu ihren Grundlagen und Prinzipien 231

Heinz-Peter Prell
Typologische Aspekte der mittelhochdeutschen Prosasyntax. Der Elementarsatz und die Nominalphrase 241

Nelson Cartagena
Leistung und Grenzen der traditionellen historischen Grammatik des Spanischen 257

Marcus Müller
Sachregister 271

Zur Schreibung historischer Grammatiken: einführende Bemerkungen

1. Der Ausgangspunkt
2. Die gegenwärtige Situation
3. Fragestellungen
4. Zum Ertrag der Tagung
5. Danksagungen
6. Literatur

1. Der Ausgangspunkt

Die Schreibung historischer Grammatiken, hier eingeengt verstanden als Schreibung synchroner Grammatiken der großen historischen Sprachstufen des Deutschen sowie historischer Sprachstufen einiger mit dem Deutschen verwandter germanischer Sprachen, war für die junggrammatisch orientierte Forschungsphase[1] von der Reihe *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* bestimmt. In den Jahren 1880, 1881, 1882, 1884, 1886, 1891 und mit einem gewissen Abstand 1914 erschienen die *Gotische*, die *Mittelhochdeutsche*, die *Altenglische*, die *Altnordische*, die *Althochdeutsche*, die *Altsächsische* und schließlich die *Mittelniederdeutsche Grammatik*. Es waren Werke, die trotz teilweise kontinuierlicher Überarbeitung, inhaltlicher Ausweitung und theoretischer Angleichung[2] an zeitgenössische Grammatikauffassungen von ihrer Anlage und von ihren zentralen Inhalten her, auch hinsichtlich ihrer Darbietungsform, eine relativ hohe, sich über – sage und schreibe – rund 120 Jahre erstreckende Konstanz aufwiesen. Alle Generationen von Studierenden der Germanistik (im engeren und im weiteren älteren Sinne) und alle in dieser Zeitspanne tätigen Generationen von Forschenden und Lehrenden (sowohl in der Sprach- wie in der Literaturwissenschaft) haben diese Grammatiken als Lehrbücher bzw. als Forschungsinstrumente benutzt. Konkurrenzwerke von vergleichbarer Bedeutung gab es nicht. Auch die (Bonner/Augsburger) große *Grammatik des Frühneuhochdeutschen* ist mit bestimmten inhaltlichen Schwerpunktsetzungen (Phonologie/Graphematik, Morphologie; ausdrucksseitige Orientierung; Synthetikorientierung) der genannten Grammatikreihe verpflichtet. Dies gilt erst recht für die und

---

[1] Vgl. hierzu: W. Putschke 1995.

[2] Die Auflagengeschichte ist auf der Rückseite des Titelblattes der jeweiligen Grammatik dokumentiert.

die von Oskar Reichmann und Klaus-Peter Wegera herausgegebene *Frühneuhochdeutsche Grammatik* (1993), die bezeichnenderweise als vorläufig letzte ja auch in der genannten Reihe erschienen ist.

2. Die gegenwärtige Situation

Inzwischen hat sich die Situation der Grammatikschreibung in mannigfacher Hinsicht verändert. Speziell zu erwähnen sind mindestens die folgenden Fakten:

- die gegenüber der gegenwartsbezogenen Linguistik zweifellos eingeschränkte Rolle der Sprachgeschichte in Forschung und Lehre,
- die Aufgabe der ehemals konstitutiven Verbindung von Sprach- und Literaturwissenschaft,
- die Auffindung und Bereitstellung neuer Quellen,
- das Umdenken in der Bewertung vorhandener Quellen,
- die Aufwertung des Corpusprinzips,
- die kritischere Einstellung zur Praxis der Normalisierung.

Generell hat die historische Linguistik neue Sichtweisen auf die Existenzformen geschichtlicher Sprachstufen entwickelt. Insofern ist es kein Zufall, dass der Max Niemeyer Verlag (Tübingen) die *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte* gleichsam in eine neue Generation überzuleiten plant. Nach dem Vorspiel *Frühneuhochdeutsche Grammatik* (1993) sind folgende Neu- und Überarbeitungen bzw. völlige Neukonzeptionen geplant (in der zeitlichen Reihenfolge der Sprachstufen):

Frank Heidermanns,	Gotische Grammatik,
Hans Fix-Bonner,	Altnordische Grammatik,
Heinrich Tiefenbach,	Altsächsische Grammatik,
Ingo Reiffenstein und Richard Schrodt,	Althochdeutsche Grammatik,
Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera,	Mittelhochdeutsche Grammatik,
Dieter Möhn, Ingrid Schröder und Heinz Menge,	Mittelniederdeutsche Grammatik,
Vilmos Ágel,	Neuhochdeutsche Grammatik.

3. Fragestellungen

Die Bearbeiter/Autoren stehen unabhängig davon, ob sie eine Überarbeitung oder eine Neubearbeitung des vorhandenen Textes oder eine ganz neue Grammatik planen, vor einer Reihe schwerwiegender methodologischer sowie sprach- und beschreibungstheoretischer Entscheidungen. Einige von ihnen wurden den Tagungsteilnehmern in der kurzen Form, die Rundschreiben zulassen, vor der Tagung mit der Bitte mitgeteilt, sie in ihren Beiträgen zu berücksichtigen. Dieser Bitte wurde je nach Thema und Intention des Beitrags in unterschiedlichem Maße entsprochen, so dass die folgenden Probleme eine teilweise ausführliche Behandlung erfuhren:

(1) *Das Corpusproblem*: Wird ein Corpus zugrundegelegt? Da die Bejahung dieser Frage zu erwarten ist, stellen sich die Anschlussfragen: Wie soll das Corpus zusammengestellt sein? Werden für die älteren Sprachstufen Handschriften oder zuverlässige Editionen die Grundlage bilden? Wenn Letzteres (z.B. aus überlieferungsgeschichtlichen oder arbeitstechnischen Gründen) der Fall sein müsste, wie geht man mit den Normalisierungen um, in denen die Texte in vielen Fällen vorliegen? Welche Rolle spielen Texte einzelner Varianten einer Sprache innerhalb der Gesamtheit der Überlieferung und innerhalb des Corpus? Gedacht ist bei dieser Frage insbesondere an das Gewicht räumlicher, fachlicher und literarischer Varianten. – Speziell für die neu geplante *Neuhochdeutsche Grammatik* gelten aus Überlieferungsgründen selbstverständlich weitestgehend eigene Bedingungen; dies war zum Teil schon bei der *Frühneuhochdeutschen Grammatik* der Fall.[3]

(2) *Das Corpusexzerptionsproblem*: Wie wird das wie auch immer begründete und zugrundegelegte Corpus arbeitspraktisch exzerpiert? In welchem Umfang und wie kann vor der Corpusexzerption eine sowohl sprachgeschichtstheoretisch begründete wie arbeitspraktisch bewältigbare wie forschungspragmatisch einigermaßen verbindliche Frageliste zusammengestellt werden? In welchem Umfang ist das Corpus linear von vorne bis hinten nach einer (natürlich erstrebenswerten) Frageliste durchlaufbar, und zwar so, dass sowohl qualitative als auch quantitative Aussagen möglich werden? Muss möglicherweise innerhalb eines weiteren ein engeres Corpus gebildet werden?[4] Wie weit können erstens die Überarbeitungen und zweitens die Neube-

---

[3] Vgl. dort das Vorwort und die Zusammenstellung des Corpus zum Syntaxteil, S. 488–492.

[4] Nach dem Vorbild der *Grammatik des Frühneuhochdeutschen*; zum engeren Corpus vgl. man die Auflistung in den einzelnen Bänden, z.B. in Bd. 4 bei U. Dam-

arbeitungen die vorhandenen Möglichkeiten der Corpusbasierung nutzen? Möglicherweise illusorisch, aber dennoch sinnvoll ist vor allem die Frage: Lassen sich trotz der Unterschiede in der Überlieferung und trotz der kaum vergleichbaren Arbeitsbedingungen[5] Ansätze einer gemeinsamen Corpusphilosophie entwickeln und in der Praxis der Grammatikschreibung wenigstens als Zielvorstellung handhaben?

(3) *Das Problem der Gewichtung der Sprachränge*: Wie soll die Aufmerksamkeit der Forschung und damit der Grammatikschreibung auf die hierarchischen Ränge der Sprache (Distingemik mit Phonologie und Graphematik, Flexionsmorphologie, Wortbildung, Lexik, Syntax, Textbildung) verteilt werden? Sollen oder müssen bestimmte Ränge (z.B. die Distingemik oder die Flexionsmorphologie[6]) gegenüber anderen Rängen besonders gewichtet werden und falls ja, warum? Hinter diesen Fragen steht das diskutable Faktum, dass den unteren Rängen der Sprache (Distingemik und Flexion) in den klassischen Grammatiken der Niemeyer-Reihe ein höheres Gewicht zukam als den kombinatorischen Rängen (Wortbildung, Syntax, Textbildung).[7]

(4) *Das Ausdrucks-/Inhaltsproblem*: Wie ist das Verhältnis von ausdrucks- und inhaltsbezogener Beschreibung generell und hinsichtlich einzelner Beschreibungsränge zu bestimmen? Diese Frage gilt insbesondere für den Komplex Tempus, Modus, Genus, Aspekt/Aktionsart des Verbs sowie natürlich für eine Reihe sprachtypologisch relevanter Probleme wie Definitheit, Ikonizität, Satzgliedstellung usw. Dass Gegebenheiten der genannten Art mit schwierigsten allgemeinlinguistischen Fragen verbunden sind und dass sich Antworten nicht unter Bezug auf nur eine einzige Varietätengruppe (etwa die literarischen Varianten einer Sprachstufe) geben lassen, sondern die Gesamtsprache zu berücksichtigen haben, liegt auf der Hand. Es gibt im Augenblick nicht nur keine historische Grammatik des Deutschen, die diese Problematik

---

mers/W. Hoffmann/H.-J. Solms (1988: 14–33). Zur Begründung: H. Graser/K.-P. Wegera (1978: 74–91). Zum weiteren Corpus: W. Hoffmann/F. Wetter 1987.

5 Hierzu zählen Statusfragen wie die, ob man Inhaber einer festen Stelle (möglicherweise mit Assistenten und Hilfskräften) oder Privatgelehrter ist, ob man in einem Massenlehrfach oder in einem Forschungsfach tätig ist.

6 Damit sind die beiden Ebenen angesprochen, die bisher in der Reihe Kurze Grammatiken germanischer Dialekte die breiteste Berücksichtigung fanden.

7 Die Gotische, die Angelsächsische bzw. Altenglische, die Altnordische und die Althochdeutsche Grammatik kennen eine Laut- und Flexionslehre, die Mittelniederdeutsche hat eine Laut- und Formenlehre, die Mittelhochdeutsche und die Frühneuhochdeutsche Grammatik haben neben der Laut- und Formenlehre noch eine Satzlehre bzw. Syntax. Die Wortbildung fehlt generell, aus besonderen Gründen auch die Textbildung.

sprachtheoretisch und beschreibungsmethodisch gelöst hätte; sie ist auch keineswegs hinreichend im Bewusstsein.

(5) *Das Varietätenproblem*: Im vorangehenden Absatz schon angedeutet, aber eigens herausgestellt sei die Frage: Wie gewichtet man das Verhältnis der einzelnen Varietäten einer historischen Sprachstufe in der fachtextlichen Gestaltung der Grammatik? Was kann im Haupttext in Grundschrift dargestellt werden und was wird in den meist in Petit gesetzten und sehr umfänglichen Anmerkungen untergebracht? In welchem Ausmaß kann oder muss vor allem eine Grammatik der spätgermanischen Stammessprachen (etwa der unter dem Terminus *Althochdeutsch* zusammengefassten), aber auch der älteren und mittleren Stufen heutiger Sprachen als Konstrukt konzipiert werden? Dabei ist *Konstrukt* in einem viel fundamentaleren Sinne gemeint, als dieser Terminus ohnehin, also selbst für so relativ einheitliche Verständigungsmittel wie die neuhochdeutsche Standardsprache, gilt. In welchem Umfang kann die für die älteren Sprachverhältnisse kaum belegte konzeptionelle Mündlichkeit[8] berücksichtigt werden?

(6) *Das Sprachkontaktproblem*: Ich gehe davon aus, dass jede ältere Stufe jeder heutigen europäischen Sprache höchstens zum Teil als spezifisch einzelsprachliches, eigenständiges, von allen Nachbarsprachen unterschiedenes Inventar und System von Einheiten und Regeln verstanden werden kann. Jede Stufe jeder heutigen europäischen Sprache steht vielmehr in jedem ihrer Ursprungs- und Entwicklungszeitpunkte in Kontakt zu Nachbar- und Bildungssprachen (etwa Latein); sie ist damit – und das macht einen mindestens ebenso wesentlichen Teil ihrer Existenzform aus – ohne Beachtung von Kontakten nicht adäquat beschreibbar.[9] Wenn dieser Standpunkt richtig ist, dann hat jede zukünftige historische Grammatik folgende bisher übliche Ausrichtung aufzugeben: Sie kann sich nicht mehr in der Darstellung der genetischen Entwicklungslinie Indoeuropäisch-Germanisch-heutige Einzelsprache (wie Deutsch oder Englisch) und in der Herausstellung der Spezifika dieser Einzelsprache pro Entwicklungszeitpunkt erschöpfen,[10] sondern muss die zu beschreibende Sprache als Gesamtheit genetisch bedingter einzelsprachspezifischer Qualitäten und von Kontaktphänomenen verschiedener Herkunft voraussetzen. *Gesamtheit* heißt dabei keineswegs ‚Summe zweier Konstituen-

---

[8] Man vgl. in *Sprachgeschichte* (1998) hierzu die Artikelfolge 78, 87, 97, 107, 118 über *Reflexe gesprochener Sprache im Althochdeutschen/Altniederdeutschen (Altdsächsischen)/Mittelhochdeutschen/Mittelniederdeutschen* sowie den im Titel anders formulierten Artikel zum Frühneuhochdeutschen.

[9] Näheres zu dieser Konzeption bei O. Reichmann 2001.

[10] Man hätte diese Aussage selbstverständlich auch weniger zugespitzt formulieren können.

ten', auch nicht ‚Gefüge von Einheiten und Regeln klar trennbarer Herkunft', sondern eher ‚Integral herkunftsmäßig unterschiedlicher, aber kaum zu trennender Einheiten und Regeln'. Am Beispiel verdeutlicht: Mittelhochdeutsch ist dann nicht die mittelalterliche Fortsetzung oder gar der rudimentäre Erhaltungszustand des Althochdeutschen, Germanischen und letztlich Indoeuropäischen, der trotz aller Kontakteinflüsse und trotz aller geschichtlicher Veränderungen noch als solcher erkennbar ist, sondern eine aus genetischen Vorgegebenheiten und Kontakterscheinungen gebildete Größe eigenen Rechtes mit einer Funktion innerhalb des mittelalterlichen Sprachenensembles des Römischen Reiches und des weiteren Europa. Die Aufnahme des Sprachkontaktes in die Grammatikschreibung läuft damit auf eine Europäisierung auch der Sprachstufengrammatiken hinaus. Sie erhöht die bereits unter (5) unter dem Varietätenaspekt angesprochene Komplexität der Grammatikschreibung in erheblichem Ausmaß. Betroffen sind Erscheinungen aller Sprachränge, der distingemischen ebenso wie der morphologischen und syntaktischen.

(7) *Ein Problem des Grammatiktypus*: In welchem Umfang kann, soll oder muss eine Grammatik einer historischen Sprachstufe eine Ergebnisgrammatik oder eine Problemgrammatik sein? Da diese Frage vermutlich nicht strikt in dem einen oder anderen Sinne beantwortbar ist, stellt sie sich als Frage nach der Gewichtung von historisch-grammatischen Fragen einerseits und Problembezug andererseits. Unter der Voraussetzung lockerer Absprachen würden die Grammatiken der einzelnen Sprachstufen des Deutschen bzw. anderer germanischer Sprachen ansatzweise aufeinander beziehbar werden.

(8) *Das Problem der Literaturlastigkeit*: Wie hält man es mit der Literarizität der überlieferten Texte einer Sprachstufe? Kann etwa die Literaturlastigkeit der Mittelhochdeutschen Grammatik[11] möglicherweise als begründet angesehen werden oder ist sie allzu offensichtlich ein Spiegel inzwischen diskutabel gewordener wissenschaftlicher Zeitinteressen, darunter der literaturbezogenen Grundorientierung der konventionellen Mediävistik? In welchem Maße kann diese Orientierung aufgrund ihrer Funktion im heutigen mediävistischen Unterricht auch heute noch bestimmend sein? Welche Probleme ergeben sich bei der Umstellung einer dominant auf literarischen Texten basierenden Grammatik auf eine gebrauchstextlich (z.B. auf Rechtstexte, Urkunden, Wirtschaftstexte) basierte Grammatik?

(9) *Das Prioritätsproblem von Pragmatik/Grammatik*: Betrachtet man in einem sehr fundamentalen sprachtheoretischen Sinne die Pragmatik als der

[11] Problemerörterung bei Wegera 2000.

Grammatik vorgeordnet oder schreibt man, das Umgekehrte voraussetzend, eine Grammatik ohne Berücksichtigung der Pragmatik? Für welche Sprachstufen spielt diese Frage welche Rolle?

(10) *Das grammatikographische Bezugsproblem*: Welche Möglichkeiten gibt es, die Inhalte, die Erkenntnisziele und die textlichen Beschreibungsformen einer Grammatik historischer Stadien einer bestimmten Sprache auf entsprechende Ziele unterschiedlicher Typen gegenwartsbezogener Grammatiken derselben Sprache zu beziehen? Mit anderen Worten: Schreibt man eine historische Grammatik so, als gebe es keine gegenwartssprachlichen Grammatiken und als brauche man diese auch nicht oder bezieht man – in welcher Form auch immer – insbesondere deren grammatiktheoretische Vorentscheidungen in die jeweilige historische Grammatik ein? Eine besondere Rolle in diesem Zusammenhang spielt die Frage, wie man sprachtypologische Fragestellungen in die Beschreibung einbezieht.

(11) *Das Problem des Benutzerbezugs* in Verbindung mit dem *Synchronie-/ Diachronieproblem*: Wie berücksichtigt man in der Schreibung historischer Sprachstadiengrammatiken die Tatsache, dass jeder denkbare Benutzer einer solchen Grammatik die jeweils zugehörige Gegenwartssprache als Muttersprache oder als Zweitsprache beherrscht? Ergibt sich daraus ein Grund oder gar die Notwendigkeit, in die synchrone Anlage einer Sprachstadiengrammatik eine diachrone Linie oder eine komparatistische Komponente zur entsprechenden Gegenwartssprache, zu heutigen Dialekten oder anderen Gegenwartsvarietäten der jeweiligen Sprache einzubauen? Sollte man sich zur Diachronie nach vorwärts entscheiden, stellt sich schon aus Gründen der Darstellungslogik die Frage nach einer rückwärts gerichteten Diachronie.

(12) *Das Zusammenarbeitsproblem*: Welche Formen der Zusammenarbeit zwischen den Autoren oder Bearbeitern der einzelnen historischen Grammatiken untereinander sowie der Zusammenarbeit mit den Autoren gegenwartsbezogener Grammatiken sind wünschenswert und praktisch möglich? In diesen Zusammenhang gehören Überlegungen, wie die Diskussion der Probleme der historischen Grammatikographie besser als bisher ihrer Zufälligkeit und ihrer oftmals vorhandenen publizistischen Vereinzelung enthoben, mit anderen Worten: publizistisch gebündelt werden können.

(13) *Das Lehr- und Forschungsproblem*: Sollen zukünftige Sprachstadiengrammatiken wie bisher zugleich Lehrbücher für den Studierenden und Forschungsinstrumente für den Wissenschaftler sein? Falls diese Frage bejaht wird: Wie sind beide Ziele inhaltlich und textgestalterisch miteinander in Einklang zu bringen?

4. Zum Ertrag der Tagung

Der Ertrag der Tagung geht über die in den genannten 13 Fragestellungen erwähnten Aspekte weit hinaus.

Von eher grundsätzlicher als einer auf eine einzelne Sprachstufe bezogenen Bedeutung sind die am Anfang des Sammelbandes stehenden Beiträge. In ihnen werden Themenbereiche wie die folgenden angesprochen und teilweise neue Konzepte entworfen:

- grammatikographische Erbschaften, das Konzept der Viabilität, die Rolle der Literalität, die Konzeption einer dynamischen Grammatik,
- der Einbezug sprachtypologisch relevanter Varianz in den Gegenstandskatalog historischer Grammatikographie mit dem Ziel einer typologisch orientierten Sprachstufengrammatik,
- die Entwicklung der Substantivdeklination als Paradigma einer Struktur- und funktionsbezogenen diachronen Grammatik,
- der Relativsatz als sprachtypologisch relevante Erscheinung und seine Behandlung sowie seine Behandlungsmöglichkeit in gegenwartsbezogenen und historischen Grammatiken des Deutschen und anderer Sprachen.

Kennzeichnend für alle diese Beiträge war der strukturell, historisch und sprachvergleichend typologisch ausweitende Blick auf eine Fülle sonst meist isoliert gesehener und isoliert dargestellter grammatischer Einzelerscheinungen. Am Horizont schimmerte eine Grammatik auf, die das jeweils zu behandelnde Varietätensystem ebenso in seinen allseitigen strukturellen Zusammenhängen darstellte wie in seinen historischen Linien und seinen Verbindungen zu anderen europäischen Sprachen erkennbar werden ließ.

Die sprachstufenbezogenen Beiträge beschreiben eher Probleme, die sich den einzelnen Bearbeitern bei der Lösung ihrer konkreten Aufgabe stellen. Diese Probleme betrafen mehrfach die Geschichte der jeweils neu zu gestaltenden Grammatik, die Rolle historischer Sprach- und Sprachstufengrammatiken in der heutigen akademischen Forschung und Lehre, damit verbunden immer wieder das Sinnproblem historischer Grammatikographie, auch prinzipielle Erkenntnismöglichkeiten historischer Grammatikschreibung; im Detail wurden u.a. dargestellt: die Möglichkeit der Basierung historischer Grammatiken auf Handschriften, sprachgeschichtliche Besonderheiten einzelner Sprachstufen, die Deskriptionsaporie von Synchronie und Diachronie (am Beispiel der ahd. Syntax), die Möglichkeit des Einbezugs typologischer Aspekte am Beispiel der Grammatikographie des Mittelhochdeutschen. Der Artikel zur Geschichte der spanischen Grammatik ist eine überaus willkommene Ergänzung zu den auf germanische Sprachverhältnisse bezogenen Beiträgen; er thematisiert vergleichbare Probleme.

Insgesamt entsteht auf diese Weise ein Bild, das relevante Informationen zum Stand der historischen Grammatikographie des Deutschen und anderer, meist germanischer Sprachen vermittelt und das diese Information mit einer Darstellung praktischer und einer Erörterung theoretischer Probleme der Grammatikographie historischer Sprachverhältnisse verbindet.

5. Danksagungen

Dem können nur Danksagungen folgen: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat die Tagung ermöglicht; die Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat die Räume zur Verfügung gestellt. Beiden sei hiermit unser herzlicher Dank ausgesprochen.

Die Idee der Tagung entstand in Heidelberg; ihre Organisatoren waren Thomas Klein, Oskar Reichmann, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera. Planung und Zusammenarbeit verliefen in dem tiefen Einvernehmen, das aus jahrelanger Kollegialität und aus gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen folgt. Die Beitragenden haben sowohl Anregungen der Organisatoren aufgenommen als ihre eigenen Anliegen zur Sprache gebracht. Die Diskussionen waren ebenso sachlich wie lebendig. Wir (die beauftragte Herausgeberin und der Herausgeber der Vorträge und Beiträge) danken – auch im Namen aller Organisatoren – allen Beteiligten für ihre Kooperation. Zu besonderem Dank sind wir Nelson Cartagena verpflichtet, der unseren Band mit dem Farbtupfer einer Geschichte der spanischen Grammatikographie versehen hat.

Für die technische Herstellung des Manuskriptes danken wir Herrn Marcus Müller.

6. Literatur

Dammers, Ulf/Walter Hoffmann/Hans-Joachim Solms (1988): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre hg. v. Hugo Moser/Hugo Stopp/Werner Besch. Bd. 4: Flexion der starken und schwachen Verben. – Heidelberg: Winter (Germanische Bibliothek, Erste Reihe).

Graser, Helmut/Klaus-Peter Wegera (1978): Zur Erforschung der frühneuhochdeutschen Flexionsmorphologie. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie 97, 74–91.

Hoffmann, Walter/Friedrich Wetter (1987): Bibliographie frühneuhochdeutscher Quellen. Ein kommentiertes Verzeichnis von Quellen des 14.–17. Jahrhunderts (Bonner Korpus). 2. Aufl. Frankfurt a. M./Bern/New York: Lang (Europäische Hochschulschriften, Reihe I, 869).

Putschke, Wolfgang (1998): Die Arbeiten der Junggrammatiker und ihr Beitrag zur Sprachgeschichtsforschung. In: Sprachgeschichte, 474–495.

Reichmann, Oskar (2001): Das nationale und das europäische Modell in der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen. Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag (Wolfgang Stammler Gastprofessur, Vorträge 8).

Sprachgeschichte (1998): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. überarb. und erw. Aufl. Hg. v. Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2, 1).

Wegera, Klaus-Peter, Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik. In: Sprachgeschichte 2, 2000, 1304–1320.

Heidelberg im Oktober 2002
Oskar Reichmann

Vilmos Ágel

Prinzipien der Grammatik

1. Einleitung
2. Das synchronizistische Erbe
3. Das skriptizistische Erbe
4. Literalisierung, Kognition, Grammatik
5. Propädeutisches zu den Prinzipien
6. Prinzipien der (dynamischen) Grammatik
7. Fazit
8. Literatur

1. Einleitung

Als künftiger Autor der „Neuhochdeutschen Grammatik" in der „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte" ist man doppelt in die Zange genommen. Denn einerseits hat man die Verpflichtung und auch den Willen, eine ehrwürdige Tradition historischer Grammatikschreibung würdig fortzusetzen. Andererseits muss man auch den theoretischen Anforderungen genügen, die an Gegenwartsgrammatiken gestellt werden. Schließlich mündet ja die eigene historische Beschreibung unmittelbar in die Beschreibung der Gegenwartssprache.

Die Situation ist also aus der Sicht der „Neuhochdeutschen Grammatik" die: Man baut seit geraumer Zeit an einer Brücke von beiden Seiten des Flusses aus. Allerdings ist es unsicher, ob die Brückenbauer auf der jeweils einen Seite wirklich wissen bzw. wirklich daran interessiert sind, dass von der jeweils anderen Seite aus an derselben Brücke gebaut wird. Die jeweiligen Konstrukteure bzw. deren Erfahrungen, Überzeugungen, Techniken und Stoffe sind auf jeden Fall verschieden.

Für den potentiellen ‚Konstrukteur' einer „Neuhochdeutschen Grammatik" wäre es natürlich ein Alptraum zu erleben, dass sich die zwei Brückenbogen in der Mitte nicht treffen würden. Es wäre ein Misserfolg, der zwar keinesfalls bloß auf seine Kappe ginge, den er aber alleine ausbaden müsste. Angesichts dieser schwierigen – oder besser gesagt: spannenden und anregenden – Situation hat er wohl keine andere Wahl, als zu versuchen, eine gründliche Diagnose aufzustellen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen zu ziehen.

Die Diagnose sollte m.E. aus zwei Teilen bestehen. Einerseits sollte man *empirisch* überprüfen, ob es begründete Ängste sind, die das ‚Brückenproblem' heraufbeschwören, oder bloße Hysterie des ‚Konstrukteurs'. Andererseits sollte man die *Theorien* zur Konstruktion untersuchen, ob sie zum Stoff, zur *matière*, passen. Denn mangels adäquater *points de vue* könnte die Konstruktion des *objet* gründlich schiefgehen (s. CLG_{fr}: 23).[1]

Unter einer empirischen Diagnose verstehe ich *Viabilitätsanalysen*, d.h. Untersuchungen, die auf der methodologischen Basis des *Prinzips der Viabilität,* das ein Prinzip der sprachhistorischen Adäquatheit darstellt, arbeiten.[2] Wie eine Viabilitätsanalyse aussehen könnte, habe ich exemplarisch an der Serialisierung im Verbalkomplex zu zeigen versucht (Ágel 2001).

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags ist eine theoretische Diagnose. Deren Ergebnis wird die Formulierung einiger *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* ermöglichen. Diese Prinzipien sollen die Grundlegung neuer Grammatiktheorien – und natürlich auch die Aufstellung weiterer Prinzipien – anregen.

2. Das synchronizistische Erbe

Sprachen und deren Grammatiken sind historische Phänomene unabhängig davon, ob man sie synchron oder diachron betrachtet. Die führenden Grammatiktheorien des 20. Jhs. sind dagegen ahistorische Theorien. Damit stehen wir vor einer merkwürdigen und m.W. kaum reflektierten Diskrepanz zwischen der ‚Natur' des Gegenstandes ‚Grammatik' und der ‚Natur' von Grammatiktheorien. Während die führenden Grammatiktheorien des 20. Jhs. – kurz: die Grammatiktheorie – impliziert, dass ‚Zustand' die primäre, ja die eigentliche Seinsweise von Grammatik sei, fallen in der Seinsweise von Sprache, wie es von Coseriu (1974) zu Recht betont wird, ‚Zustand' und ‚Veränderung' zusammen.

---

[1] Hier konnte die Lommel'sche Übersetzung des CLG (= CLG_{dt}) nicht herangezogen werden, da Lommel den wichtigen Unterschied zwischen *matière* und *objet* nicht übersetzt (s. Hermanns 1992). Auch weiter unten werden noch einige Originaltermini verwendet, verwiesen wird aber nur noch auf den CLG_{dt}.

[2] Das Prinzip lautet (s. Ágel 2001: 192): Jede linguistische Beschreibung (bzw. Erklärung) muss mit der Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte des zu beschreibenden (bzw. zu erklärenden) Phänomens konform sein. Bezogen auf grammatische Strukturen: Die Beschreibung (bzw. Erklärung) einer aktuellen Struktur ist viabel, wenn sie sich in die Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte der Struktur fügt.

Man kann sich also des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die Grammatiktheorie wenig um die Zeitproblematik gekümmert hat, sich vielleicht auch wenig kümmern wollte. Sie steht damit – fast zweieinhalb Tausend Jahre nach Zenon aus Elea – immer noch auf seiner Seite, der er die Widersprüchlichkeit, ja die Unmöglichkeit der Bewegung zu beweisen suchte. Dynamik erscheint aus dieser Perspektive als ein Störfaktor, als ein absurder und wegzuerklärender Sonderfall von Statik.

Zenons Pfeil-Paradox lehrt uns, dass die Modellierung von Bewegung ausgehend von der Vorstellung von Zeit als einer Folge von diskreten Zeitpunkten ins Paradox des sich nicht bewegenden abgeschossenen Pfeils führt. Sollten sich die historischen Grammatiker auf Zenons Seite schlagen, hätten sie in der Tat keine andere theoretische Wahl, als die Grammatiktheorie – die Theorie der Zeitlosigkeit und Unbeweglichkeit – auf die Geschichte – auf Zeit und Bewegung – ‚anzuwenden'. Die historische Grammatikforschung wäre somit auf die Grammatikschreibung reduziert und als eine Art angewandter Linguistik definiert: die Dynamikforschung als angewandte Disziplin der Statiktheorie.

Ich möchte nun dieses ‚Zenon-Problem' an einem Beispiel kurz verdeutlichen. Im Sinne der herkömmlichen strukturalistischen Auffassung bilden die folgenden NPn ein Singular-Paradigma:

duftender Kaffee (Nom.)
duftenden Kaffee (Akk.)
duftendem Kaffee (Dat.)
duftenden Kaffees (Gen.)

Wenn das nun ein Paradigma ist, so stellen auch die Adjektivformen Glieder eines Paradigmas, des der starken Adjektivflexion, dar. Folglich gilt das Genitivflexiv -(*e*)*n* des Adjektivs in einer NP ohne Determinans ebenfalls als ein starkes Adjektivflexiv. In der Tat wird diese Auffassung in den meisten Gegenwartsgrammatiken vertreten (vgl. zuletzt Hoffmann/IdS-Grammatik 1997: 47).

Sprachhistorisch stellt sich jedoch die Frage, wie sich diese Konzeption mit der Tatsache vereinen lässt, dass sich im 17./18. Jh. ein Sprachwandel des Typs *duftendes* > *duftenden Kaffees* vollzog (s. Ágel 2000: 1859). Wenn die heutige Adjektivform *duftenden* stark flektiert ist, müsste die frühere Form *duftendes* ja erst recht als stark eingestuft werden. Die Anwendung der statischen Grammatiktheorie auf den Grammatikwandel mündet also entweder in die Konklusion, dass im 17./18. Jh. ein starkes Genitivflexiv durch ein anderes starkes, oder in die Konklusion, dass ein besonders starkes Genitivflexiv durch ein weniger starkes ersetzt wurde. Wohlgemerkt, die *sprachhistorische* Anwendung der ‚Zenon'schen' Grammatiktheorie hat *zwangsweise* zu einer Absurdität in der Beschreibung der *Gegenwartssprache* geführt.

Ich möchte das Ergebnis dieser knapp gehaltenen Diagnose das *synchronizistische Erbe* der Grammatikforschung nennen: synchron angelegte Theorien, jedoch synchrone wie diachrone grammatische Beschreibungen und Grammatikschreibung. Und wenn man bedenkt, dass die Grammatiktheorien gar nicht auf beliebige Synchronien angelegt sind, sondern eher nur auf das (europäisch-amerikanische) 20. Jh., so lässt sich das synchronizistische Erbe noch viel schärfer formulieren: Gegenwartsbezogene Theorien, jedoch gegenwartsbezogene wie historische grammatische Beschreibungen. Damit ist offensichtlich, dass im 20. Jh. die gesamte historische – synchrone und diachrone – Grammatikforschung im Grunde ohne theoretische Überdachung geblieben ist. Folglich ist die Schuld an ihrer partiellen theoretischen Unmündigkeit keinesfalls nur den Sprachhistorikern in die Schuhe zu schieben.

3. Das skriptizistische Erbe

Nach meiner Einschätzung stellt das synchronizistische Erbe nur eine von zwei besonders schweren Hypotheken nicht nur für die historische Grammatikforschung, sondern auch für die Gegenwartsgrammatik und die Grammatiktheorie dar. Die andere schwere Hypothek soll das *skriptizistische Erbe* genannt werden. Worum geht es?

Die Sprachwissenschaft des 20. Jhs. hat ein Charakteristikum, das zwar eine lange und ehrwürdige – bis Aristoteles zurückzuverfolgende – Tradition hat, das aber nichtsdestotrotz sehr merkwürdig ist: Die einflussreichsten Linguisten des Jahrhunderts von Saussure über Bloomfield bis Chomsky halten das Verhältnis von ‚Sprache'/Gesprochenem zur ‚Schrift'/zum Geschriebenen für entweder gar kein oder für ein marginales Problem, das folglich bei der Theoriebildung keine Rolle spielen soll und darf, und betonen den absoluten Primat, ja sogar die Ausschließlichkeit des Gesprochenen (s. auch Erfurt 1996: 1399 mit kritischer Literatur). Die führenden Grammatik- und Sprachtheorien des 20. Jhs. sind also, um einen Ausdruck eines ihrer schärfsten Kritiker Jacques Derrida (1983: 53ff.) zu verwenden, per declarationem zutiefst logozentrisch. Im Folgenden möchte ich auf Saussure und Chomsky kurz eingehen.

Nach Saussure[3] ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft ausschließlich das „mot parlé":

---

[3] Bekanntlich wird im linguistischen Diskurs unter ‚Saussure' (zwangsweise) nicht der Genfer Sprachwissenschaftler, sondern der CLG verstanden. Deshalb sind die Feststellungen, die sich nur auf das Metonym von Saussure beziehen können, ge-

> Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt. (CLG_{dt}: 28)

„Mot parlé" und „mot écrit" verhalten sich wie Gesicht und Foto zueinander (ebd.): Letzteres sei lediglich ein Abbild von dem Ersteren.[4]

Nun könnte man meinen, dass Saussures Logozentrismus eine im Spiegel der modernen Fachliteratur einfach korrigierbare Auffassung darstellt. Die Sache ist aber komplizierter. Denn die Erhebung des „mot parlé" auf das Siegerpodest stellt auch die in der modernen Linguistik als zentral angesehene Unterscheidung zwischen Langue und Parole grundsätzlich in Frage. Um dies nachzuweisen, muss der Begriff des „mot parlé" hinterfagt werden.

Angesichts der Tatsache, dass der Saussure'sche Signifikant, das „image acoustique", „nicht der tatsächliche Laut, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes" ist (CLG_{dt}: 77), muss die Untersuchung der Ausdrucksseite des „mot parlé" auf der primären Gegenstandsebene der Langue als eine Art (Sozialpsycho-)Phonologie betrieben werden. Demgegenüber können die Realisierungen des Signifikanten des „mot parlé" auf der sekundären Gegenstandsebene der Parole als Objekte einer (Individualpsycho-)Phonetik rekonstruiert werden (s. auch Trabant 1996: 39ff.).

Saussure geht nun – im Gegensatz zu Chomsky – davon aus, dass Langue und Parole eng miteinander verbunden seien und dass sie sich gegenseitig bedingen würden (CLG_{dt}: 22). Diese Verbundenheit äußere sich u.a. im historischen Primat von „le fait de parole" (ebd.). Infolgedessen könnte die Grundformel der Saussure'schen Sprachwandeltheorie (vereinfacht) wie folgt angegeben werden:

Sprachwandel = phonische Zeichenexemplare $\Rightarrow$ phonologische Zeichen

Ganz abgesehen davon, dass hier unter ‚phonisch' nur die mediale Seite des Gesprochenen verstanden werden kann, besteht der Haupteinwand gegen diese Sprachwandelauffassung darin, dass sie sowohl die mediale als auch die

---

genüber dem Menschen sicherlich oft ungerecht. Dank Johannes Fehr wissen wir mittlerweile, dass der ‚wahre' Saussure ein viel subtilerer und skrupulöserer Denker war als der, der uns im Zerrspiegel des CLG erscheint (s. Saussure 1997).

[4] Die Auffassung, dass die Schrift ein sekundäres, von der Sprache unabhängiges Zeichensystem darstelle, bedeutet gegenüber maßgeblichen theoretischen Positionen des 19. Jhs. (von der Gabelentz, Paul, Humboldt) zweifelsohne einen Rückschritt. Beispielsweise betont Humboldt (1988: 529), der die Schrift ebenfalls für ein sekundäres Zeichensystem hält, dass es „unvermeidlich (ist), dass sich nicht irgend eine Wirkung dieser Bezeichnung durch die Schrift, und der bestimmten Art derselben überhaupt dem Einflusse der Sprache auf den Geist beimischen sollte."

konzeptionelle Seite des Geschriebenen ausklammert.[5] M.a.W., das „mot écrit" kann sich weder im medialen noch im konzeptionellen Sinne am Sprachwandel beteiligen. Würden nämlich auch graphische Zeichenexemplare bzw. konzeptionell geschriebene Ketten von Zeichenexemplaren am Sprachwandel teilhaben (dürfen), so hätte das die theoretische Implikation, dass auch das (medial und/oder konzeptionell) Geschriebene zur Formung der Langue beitragen könne, dass also Sprache/Gesprochenes und Schrift/Geschriebenes doch nicht unabhängig seien.

In der modernen Forschung gilt es aber als unumstritten, dass gesprochene und geschriebene Varietäten einander gegenseitig beeinflussen.[6] Wenn folglich gesprochene wie geschriebene Varietätenrealisierungen als die Quellen des Sprachwandels angenommen werden müssen, so ist die Schlussfolgerung zwingend, dass die Langue oder die Langues von den graphischen Zeichenexemplaren bzw. den konzeptionell geschriebenen Ketten von Zeichenexemplaren der Parole nicht unabhängig sein können (s. auch Coulmas 1996: 306).[7]

Wir können festhalten, dass sich Saussures statischer Logozentrismus mit seiner dynamischen Auffassung von der Beziehung zwischen Langue und Parole nicht verträgt. Demnach ist seine Sprachtheorie mindestens in dem Sinne als progressiv zu bezeichnen, dass er nicht bestrebt ist, auch durch eine rigide Trennung von Langue und Parole den Nachweis der Äußerlichkeit des Geschriebenen zu erbringen.

Im Gegensatz zu Saussures dynamischer Langue/Parole-Konzeption ist Chomskys Auffassung von der Beziehung zwischen Kompetenz und Performanz statisch. Dies könnte im Hinblick auf die theoretische Kohärenz sogar als etwas Positives angesehen werden, wenn man bedenkt, dass Chomsky den statischen Logozentrismus Saussures nahtlos fortsetzt. Wie aber äußert sich Chomsky zum Problemkomplex ‚Sprache/Gesprochenes und Schrift/Geschriebenes'?

Genau das ist der Punkt. Er äußert sich nämlich überhaupt nicht. Für ihn, der er aus der Linguistik eine naturwissenschaftliche Disziplin machen will,

---

[5] Zu der Unterscheidung ‚Medium vs. Konzeption' vgl. Söll [3]1985: 17ff. bzw. Koch/Oesterreicher 1985 und 1994. Eine weitere wichtige Unterscheidung im Anschluss an diese ist die zwischen ‚Verschriftung' und ‚Verschriftlichung'. Unter „Verschriftung" verstehen Koch und Oesterreicher den medialen, unter „Verschriftlichung" den konzeptionellen Aspekt der Literalisierung (Koch/Oesterreicher 1994: 587).

[6] Was umstritten ist, ist, ob diese Varietäten eigene Systeme (Langues) darstellen oder ob sie nur Parole-Varietäten desselben Systems sind.

[7] Zum sog. schriftinduzierten Sprachwandel s. Erfurt 1996: 1393ff. Zum theoretischen Nachweis der Abhängigkeit s. z.B. Günther 1995, Krämer 1996 und Stetter 1999.

existiert das Problem – verständlicherweise – nicht. Folglich lässt sich seine einschlägige Auffassung in einer ersten Annäherung nicht aus Feststellungen, sondern eher ex silencio – aus seinem beredten Schweigen – rekonstruieren: Die Kompetenzen der Sprachteilhaber sind mediumindifferent. Ob ihre jeweiligen Realisierungen in der Performanz graphisch oder phonisch sind, tangiert also den Gegenstand der Sprachwissenschaft nicht. Und was die konzeptionelle Seite anbelangt, sie existiert vorerst überhaupt nicht. Sollte sie einmal zu einem ernst zu nehmenden theoretischen Problem werden, dem nicht mehr auszuweichen wäre, könnte sie der – von der Kompetenz hermetisch abgeriegelten – Performanz zugewiesen werden.

Chomsky ist also in der Lage, Saussures theoretisch inkohärenten statischen Logozentrismus kohärent in seine Grammatiktheorie zu integrieren, indem er, die historische ‚Permeabilität' zwischen Langue und Parole verwerfend, die (historische) Grenze zwischen Kompetenz und Performanz theoretisch dichtmacht.

Allerdings ist die Fähigkeit zur kohärenten Theoriebildung nicht in jedem Falle ein Verdienst. Besonders dann nicht, wenn sie auch dazu verwendet wird, aus Halbwahrheiten ‚Nullwahrheiten' zu machen. Diese Aussage ist hier keinesfalls als externe, sondern vielmehr als eine Art ‚(extern) interner' Kritik zu verstehen.[8] Die – u.U. ungeäußerten – Ziele und Überzeugungen des Theoretikers korrelieren nämlich nicht notwendigerweise mit den Implikationen des ‚Produkts', das als Ergebnis des Prozesses der Theoriebildung zustande gekommen ist. Folglich lässt sich eine Theorie auf mindestens drei Ebenen untersuchen:

explizite Theorie (was gesagt und wohl auch gemeint wird);
implizite Theorie (was nicht gemeint wird, aber daraus folgt, was gesagt wird);
Ex-silencio-Theorie (was wohl gemeint wird, aber nur daraus rekonstruierbar ist, was nicht gesagt wird).

Wie erwähnt, ist die ex silencio generative Theorie medial wie konzeptionell indifferent. Doch spielt bei der expliziten Beschreibung der Kompetenz die Phonologie eine wichtige Rolle, während die Graphematik in keiner Modellvariante vorkommt. Dies deutet wiederum darauf hin, dass explizit doch die Tradition des Saussure'schen „mot parlé" fortgesetzt wird.

---

[8] Als externe Kritik wäre beispielsweise zu interpretieren, wenn jemand – wie schon viele vor mir – zu Recht monieren würde, dass Chomsky Disziplinen wie etwa die Dialektologie, die Soziolinguistik oder eben die Pragmatik auf dem Altar der theoretischen Kohärenz geopfert hat. Dabei hat deren Degradierung zur ‚Performanzologie' zu einem vorher nie da gewesenen Dissens hinsichtlich des Gegenstandes und der Methoden der Linguistik geführt (z.B. Ágel 1997 und Schmidt 2000: 359ff.), der wiederum die Außenwahrnehmung der Linguistik beeinträchtigt hat (Auroux/Kouloughli 1995: 41ff.).

Wie aber ist die implizite generative Grammatik zu charakterisieren?

Um diese Frage zu beantworten, ist es angebracht, ein Problem auszuwählen, das bei der Grundlegung der neuen Grammatiktheorie in den 60er und 70er Jahren eine zentrale Rolle gespielt hat. Die große Popularität der generativen Grammatik in der ‚Gründerzeit' war zu einem großen Teil der (im aktuellen Modell – explizit – nicht mehr vertretenen) Unterscheidung zwischen Oberflächen- und Tiefenstruktur zu verdanken (s. etwa Albrecht 1988: 225).[9] Ein gewichtiges Theorieelement bei der Begründung dieser Unterscheidung war die sog. strukturelle/syntaktische Ambiguität. Sie soll durch folgende Sätze illustriert werden:

(1) Konrad ist nicht nach Hause gefahren, weil er Kopfweh hatte.
(leicht abgeändert nach Keller 1995: 243)
(2) Flying planes can be dangerous.
(Chomsky 1969: 36)
(3) Wir wollen, dass Sie uns gut finden!
(Brausse 1994: 8)
(4) Sie fahren mit Abstand am besten.
(5) Allerdings ist dieser Text von Goethe nie gedruckt worden.

Chomsky (ebd.) macht am Beispiel von (2) deutlich, dass für ihn die strukturelle Ambiguität als die Oberflächenneutralisation von unabhängigen und kontextfreien syntaktischen Tiefenstrukturen zustande kommt.[10] Er erhebt somit die eineindeutige Beschreibung der strukturellen Ambiguität – jeder Lesart wird eine eigene Struktur zugeordnet – zu einem entscheidenden Maßstaß für Beschreibungsadäquatheit.

Im aktuellen Zusammenhang ist es nun unerheblich, ob man mit dieser Auffassung einverstanden ist oder nicht. Es kommt ‚lediglich' darauf an zu prüfen, ob sie auf der Analyse von Gesprochenem oder von Geschriebenem beruht.

Ich glaube, dass es eindeutig ist, dass sich diese Ambiguitätsauffassung nur schriftbezogen, ohne Einbeziehung der die gesprochenen „Äußerungseinheiten" (Schwitalla 1997: 50ff.) inhärent charakterisierenden prosodischen Merkmale aufrecht erhalten ließe. Denn während ein Sprecher prosodisch-distinguierend Farbe bekennen muss, kann ein Schreiber den digitalen Charakter der Schrift ausnutzend die suprasegmentale (und nonverbale) Distinktivität des Gesprochenen aufheben, ohne diese durch die segmentale Distink-

---

[9] Eine präzise, alle ‚externen' und ‚internen' Umstände sorgfältig berücksichtigende Analyse der generativen Erfolge der frühen Jahre bietet Fritz Hermanns (1977: 279ff.).

[10] Er fügt allerdings hinzu, dass der Hörer die Realisierungen von ambigen Sätzen wie *flying planes can be dangerous* unter dem Eindruck des Kontexts immer eindeutig interpretiere (ebd.).

tivität des Geschriebenen zu ersetzen. In Anlehnung an Christian Stetter (1999: 58ff.) könnte dieser Sachverhalt auch so beschrieben werden, dass Sätze wie (1)–(5) strukturelle Typen darstellen, durch deren Niederschrift sich die distinktive Hörbarkeit nicht automatisch in distinktive Lesbarkeit verwandelt. Folglich können Sätze wie (1)–(5) zwar für Leser ambig sein, im Normalfall nicht jedoch für Hörer.

Ich ließ versuchsweise Satz (1), der nach Rudi Keller (1995: 243ff.) ein Paradebeispiel für strukturelle Ambiguität darstelle, testen. Die insgesamt 48 Vpn – Germanistikstudentinnen und -studenten an den Universitäten Berlin (Humboldt), Greifswald und Heidelberg – sollten, um grammatikideologischen Manipulationen möglichst vorzubeugen, lediglich die folgende Frage beantworten:

(1') Ist nun Konrad nach Hause gefahren oder nicht?

Testergebnis:

☐ Ja:	2	(= 4%)
☐ Nein:	36	(=75%)
☐ Beides ist möglich:	9	(=19%)
☐ Ich weiß es nicht:	1	(= 2%)
☐ Total:	48 Vpn	

Der Satz war also lediglich für ein Fünftel (21%) der Vpn *eindeutig ambig*. Für vier Fünftel (79%) war er hingegen *eindeutig nicht ambig*.[11] Es ist zu vermuten, dass die Vpn, die den Satz vor sich hin gemurmelt und erst dann die Testfrage beantwortet haben, überwiegend zu den 79% gehören.

Wir können festhalten, dass es beim besten Willen nicht möglich ist, Chomskys ‚theoriemitstiftende' Ambiguitätsauffassung als logozentrisch zu interpretieren. Sein Begriff der Ambiguität – und somit auch die Gründungsbegriffe ‚Tiefen- und Oberflächenstruktur' – basieren eindeutig auf der Analyse von graphischen, ja sogar zum Teil von konzeptionell geschriebenen Ketten von Zeichenexemplaren. M.a.W., die implizite generative Theorie ist – im Gegensatz zur expliziten und Ex-silencio-Theorie – auf das „mot écrit" bezogen.[12]

---

[11] ‚Eindeutig ambig' und ‚eindeutig nicht ambig' werden als zwei (semantische) Möglichkeiten des eindeutigen Interpretierens aufgefasst (s. Ágel 1997: 87ff.).

[12] Bereits 1977 plädiert Peter Eisenberg für einen das Gesprochene ‚ernst nehmenden' Ambiguitätsbegriff, aus dem ohne Intonationsstruktur analysierte syntaktische Einheiten ausgeschlossen werden (Eisenberg 1977: 33f.). Zur Kritik der traditionellen (strukturalistisch-generativistischen) Ambiguitätsauffassung s. Ágel 2000a.

An diesem Punkt kreuzen sich die Wege von Saussure und Chomsky (bzw. auch von zahlreichen anderen bedeutenden Sprachwissenschaftlern des 20. Jhs.). Es ist nämlich die Ironie des Schicksals, dass sie beide den Primat des „mot parlé" verkünden oder denken, also *sich selbst als Logozentriker* einstufen würden, dass aber in beiden Fällen qua Implikationen der ‚Produkte' der jeweiligen Theoriebildung auf den latenten Primat des „mot écrit" geschlossen werden muss. Dabei geht es nicht nur (!) um eine ‚gestörte' extensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der ‚Daten', sondern auch um eine schiefe Perspektivierung der ‚Daten' durch eine ‚gestörte' intensionale Gegenstandskonstitution auf der Ebene der Theorien. Bezogen auf die (nicht nur generative) Grammatiktheorie bedeutet dies, dass sie ihre Beschreibungs- und Erklärungskategorien dem in praxi verschrifteten oder gar verschriftlichten Sprachgegenstand anpasst.[13] Spätestens seit der Veröffentlichung von „The language-makers" von Roy Harris ist diese Praxis als die „scriptist bias of modern linguistics" bekannt (Harris 1980: 8). Ich werde sie *skriptizistisch* nennen.[14] Dabei möchte ich allerdings einen terminologischen Unterschied zwischen *Skriptizismus* und *Schriftbezogenheit* einführen. Mit dem (diagnostischen) Ausdruck *Skriptizismus* soll der Widerspruch zwischen logozentrisch intendierter Theorie und deren nichtintendierter schriftbezogener Verwirklichung belegt werden. Dagegen soll der Ausdruck *Schriftbezogenheit* einfach als neutrale Tatsachenbeschreibung fungieren.

Summa: Im Sinne des Gesagten besteht das skriptizistische Erbe darin, dass die Grammatikforschung per declarationem logozentrisch, in praxi hingegen doppelt schriftbezogen ist. Einerseits ist nämlich keinesfalls das „mot parlé", sondern vielmehr das „mot écrit" der eigentliche Hauptdarsteller grammatischer Beschreibungen. Andererseits stellt auch die Grammatiktheorie eher eine Theorie des „mot écrit" dar, wenn auch Gegentendenzen neueren Datums durchaus zu vermerken sind.

Wie man sieht, führt das skriptizistische Erbe zu demselben Typ von Absurdität wie das synchronizistische. Das eine macht aus der historischen Grammatikforschung, das andere aus der Erforschung der Grammatik der gesprochenen Sprache eine Art angewandter Disziplin einer (offen) gegenwarts- und (verdeckt) schriftbezogenen Grammatiktheorie. Zu erwarten ist demnach, dass sowohl die historischen Grammatiker wie auch die Gespro-

---

[13] Dies gilt in der generativen Grammatik auch für andere Theorieteile. Stetter (1999: 229ff.) weist nach, dass das Beschreibungs- und ‚Erklärungs'potenzial von Chomskys Grammatiktheorie in hohem Maße von Raummetaphern und graphischen Techniken der Darstellung abhängig ist.

[14] S. auch etwa Schlieben-Lange 1994: 117f. und Krämer 1996: 107. Eine paradoxe, aber im Grunde logische Konsequenz des Skriptizismus ist, dass die moderne Gesprochene-Sprache-Forschung ständig gegen den mächtigen Schatten der „written language bias" ankämpfen muss (s. etwa Fiehler 2000).

chene-Sprache-Forscher gegen die herrschenden Grammatiktheorien zu revoltieren anfangen.

In der Tat sind diverse Anzeichen einer sich anbahnenden Revolution in der Gesprochene-Sprache-Forschung – und in der als partiell komplementär anzusehenden Schriftlichkeitsforschung – nicht zu übersehen, auch wenn diese von der Grammatiktheorie noch kaum wahrgenommen wird. Es wäre an der Zeit, die Revolution auch in der historischen Grammatikforschung in Gang zu setzen. Vielleicht könnten sogar die beiden Revolutionen zu einer einzigen Großen Linguistischen Revolution vereinigt werden! Denn sie müssten. Mit den angekündigten *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* werde ich (auch) dafür argumentieren.

4. Literalisierung, Kognition, Grammatik

Man kann, ja muss die Geschichte einer modernen Kultursprache wie des Deutschen als Literalisierungsgeschichte, d.h. als Geschichte der Verschriftung und Verschriftlichung interpretieren und beschreiben. Dabei ist mit Wilhelm Köller, Eckart Scheerer und vielen anderen davon auszugehen, dass die Schrift in stark literalisierten Gesellschaften eine „bewußtseinsverändernde Wirkung" ausübt (Köller 1988: 166). Scheerer stellt dezidiert fest:

> Schrift zeichnet Sprache und Denken nicht nur auf, sondern wirkt auf beide zurück: ein Satz, der ‚Skriptologen' selbstverständlich ist, ‚Kognitologen' bis jetzt aber unbekannt geblieben zu sein scheint. (1993: 142)

Was nach Scheerer (und auch nach Köller) in der Schriftlichkeitsforschung noch umstritten ist, sind

> Art und Umfang der Rückwirkung der Schrift auf Sprache und Denken [...]. (ebd.)

Scheerers große Leistung besteht darin, dass er seine Hypothese kognitionswissenschaftlich fundiert, indem er die zwei führenden Theorien der Kognitionsforschung, den Kognitivismus (Symbolverarbeitungstheorie) und den Konnektionismus (Netzwerktheorie), an Literalität bzw. Oralität bindet. Danach sei primär orales Denken konnektionistisch zu modellieren, literales Denken dagegen symbolorientiert. Da literales Denken erst historisch erworben wird, setze der Erwerb der Fähigkeit zur Symbolmanipulation das netzwerkbasierte Denken voraus, aber nicht umgekehrt.

Diese Auffassung impliziert mindestens zweierlei:

1. Literalisierung führt zu neuen Denkmustern, die auch auf den Wandel des Sprechens (genannt Sprachwandel) einwirken (s. Ágel 1999).
2. Die neuen symbolorientierten Denkmuster verdrängen dabei keinesfalls die alten netzwerkorientierten, sondern sie überlagern sie. Vermutlich erfolgt diese ‚Kognitivierung des Konnektionismus' vielfach als Vertikalisierung von oral-literalen Denkmustern.[15] Auf Grund der folgenden groben Gegenüberstellung oraler und literaler Denkmuster kann man sich ein ungefähres Bild davon machen, was genau dieser Überlagerungsprozess – inklusive Vertikalisierung – beinhalten könnte. Die Zusammenstellung stellt eine Art Synthese der Schriftlichkeitskonzepte von und im Umkreis von Havelock, Goody und Ong dar, berücksichtigt aber auch von diesen unabhängige Fachliteratur, auf die zum Teil noch einzugehen sein wird:[16]

Orales Denken:	Literales Denken:
Prozess	Produkt
Situationsgebundenheit	Situationsentbundenheit
Synthese	Analyse
Erfahrung	Logik
Analogizität (Dichte)	Digitalität (Diskretheit)
Holistik	Modularität, Kompositionalität
Präferenzialität (Feilke-Prinzip)	Kompositionalität (Frege-Prinzip)
Inhalt	Form
Partikularität	Universalität
Tradition	System
Aggregatraum	Systemraum
Gelingen/Nichtgelingen	Wahrheit/Falschheit
Heterogenität	Homogenität
Kontext	Symbol
Sprechen	Sprache
Sprechereignis	Satz, Text
Ausdruck	Wort
Syntagmatik	Paradigmatik
Gebrauch	Bedeutung
Angemessenheit	Korrektheit

[15] Der Begriff ‚Vertikalisierung' wird in Anlehnung an Reichmann 1988 und 1990 benutzt.

[16] Vgl. vor allem Akinnaso 1982; Carothers 1959; Goody 1977; Goody/Watt 1986; Greenfield 1972; Havelock 1992; Luria 1976; Malinowski 1974; Ong 1987 und McLuhan 1995. Zur Präferenzialität, d.h. zum Prinzip der Präferenzen des Meinens und Verstehens, vgl. 6.4 bzw. Feilke 1994: 213ff. und 310ff. Es bietet sich an, dem Frege-Prinzip (auch) das Feilke-Prinzip gegenüberzustellen. Das eingeklammerte *auch* bezieht sich darauf, dass das Prinzip der Kompositionalität auch dem der Ganzheitlichkeit (Holistik) gegenübergestellt werden kann und soll.

Suprasegmentalität (prosodische Distinktivität)	Segmentalität (segmentale Distinktivität)

Literalisierung und ‚Kognitivierung' sind wie erwähnt nicht ohne grammatische Konsequenzen geblieben. Sie haben nämlich unsere Wahrnehmung von Sprechereignissen, unsere gesamte Einstellung zum Sprechen verändert. Um diese literalisierte und ‚kognitivierte' Einstellung zum Sprechen aus grammatischer Sicht zu charakterisieren, benutzt Peter Eisenberg in Anlehnung an die Scheerer'sche Konzeption den Begriff der *Symbolgrammatik*. Symbolgrammatisches Denken basiere auf der Annahme von diskreten, funktional eindeutigen und formal konstanten sprachlichen Einheiten (Eisenberg 1995: 26), die sich nach dem Frege-Prinzip verknüpfen lassen (man denke nur an die Chomsky'sche Auffassung von der strukturellen Ambiguität). Dem steht das oral-konnektionistisch geprägte *kontextgrammatische* Denken gegenüber. Eisenberg rechnet mit einem Nebeneinander von symbol- und kontextgrammatischen Strukturen in der Gegenwartssprache. Folglich plädiert er für die friedliche Koexistenz von Symbolgrammatiktheorien und Kontextgrammatiktheorien.

Den historischen Prozess der Herausbildung symbolgrammatischen Denkens hat Hartmut Günther (1995) in einem evolutionären Sprache/Schrift-Modell nachgezeichnet. Er geht davon aus, dass die Quasi-Objektivierung des Sprechens in der Schrift ein langer historischer Prozess ist, dem sich die Beschreibungen der Grammatiker sukzessive angepasst haben. Er rekonstruiert diesen Prozess, dessen Stadien an der Veränderung der äußeren Form von Schriftzeichen und Schriftstücken nachzuvollziehen seien, nach dem folgenden Leitprinzip:

> Die Schrift fungiert als Modell für die (Analyse der) Lautsprache. (Günther 1995: 17)

Den entscheidenden Schritt in der Veränderung der äußeren Form von Schriftstücken stelle der Übergang von der sog. phonographischen in die sog. grammatische Phase dar (ebd.: 21). Dabei geht es um die Einführung des Wortzwischenraumes, der die grammatische Gliederung der ehedem partiturähnlichen Texte einleitet. Im Geschriebenen beginne die grammatische Organisation sichtbar zu werden. Damit entfällt die für die phonographische Phase charakteristische notwendige Rückkopplung des Geschriebenen an das Gesprochene. Buchstabierendes und lautes Lesen des MA wird vom leisen Lesen abgelöst. Das ist aber sicherlich ein langer Prozess. Goody und Watt rechnen in ihrer klassischen Studie „Konsequenzen der Literalität" damit, dass „man vor der Erfindung der Buchdruckerkunst selten für sich still las [...]." (1986: 85)

Die grammatische Phase, die ja die Anfänge symbolgrammatischen Denkens einläutet, ist nach Günther der ‚Entstehungsort' von so zentralen digital-kompositionalen und formorientierten Ideen wie ‚Wort', ‚Satz' oder später ‚Hauptsatz', ‚Nebensatz' und ‚Hauptwort'.[17]

5. Propädeutisches zu den Prinzipien

Ich will nun versuchen, in Anlehnung an Scheerers Kognitionstheorie, die an diese anschließenden grammatiktheoretischen Überlegungen von Peter Eisenberg, die Schriftlichkeitskonzepte von Havelock, Goody, Ong und anderen, das Sprache/Schrift-Modell von Hartmut Günther und die sprachhistorische Vertikalisierungstheorie von Oskar Reichmann einige *Prinzipien der (dynamischen) Grammatik* zu formulieren. Diese sollen allerdings nicht als Elemente einer neuen Grammatiktheorie, sondern viel mehr als potenzielle Bausteine einer ‚Prinzipienlehre der Grammatik' im Geiste von Hermann Paul (Paul [10]1995) aufgefasst werden. Ich stimme nämlich Paul zu, wenn er feststellt:

> *Die Aufhellung der Bedingungen des geschichtlichen Werdens liefert neben der allgemeinen Logik zugleich die Grundlage für die Methodenlehre, welche bei der Feststellung jedes einzelnen Faktums zu befolgen ist.* (Paul [10]1995: 3; Hervorhebung im Original)

Demnach bestünde die Bedeutung der Formulierung von *möglichst konsensfähigen* grammatischen Prinzipien darin, dass sich so der methodologische Rahmen für künftige Grammatiktheorien abstecken ließe:

> Am wenigsten aber darf man den *methodologischen Gewinn* geringschätzen, der aus einer Klarlegung der Prinzipienfragen erwächst. (Paul [10]1995: 5)

Die Betonung liegt dabei natürlich auf *konsensfähig*, denn ohne die Akzeptierung von bestimmten methodologischen Standards und Grundannahmen kann der Dissens hinsichtlich des Gegenstandes und der Methoden der Linguistik nicht ‚gelockert' werden. Und ein bestimmter Grad an methodologischem Konsens wäre wiederum die Voraussetzung dafür, die aktuell schlechte Au-

---

[17] Am Anfang war also nicht (nur?) das Wort, sondern (auf jeden Fall auch) das Sprechereignis. (Hebräisch *dabar* meint jedenfalls sowohl ‚Ereignis' als auch ‚Wort'.) Zu einer theoretisch-empirischen Auseinandersetzung mit dem Problem der Oralität/Literalität des Wortbegriffs s. Ágel/Kehrein 2002.